



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Müller-Freienfels, Richard: Zur Psychologie des Nationalbewußtseins

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur Psychologie des Nationalbewußtseins

Von Richard Müller=Freienfels



Wenn eines Tages über die Bedingungen des Friedens gesprochen werden wird, so wird sich dabei ein Faktor geltend machen, der in früheren Jahrhunderten — so seltsam es uns heute scheinen mag — fast gar keine Rolle spielte: das Nationalbewußtsein der Völker. Wirklich zur Bedeutung gelangt ist dieses Solidaritätsgefühl großer Volksmassen erst im neunzehnten Jahrhundert. Indessen ist es weder nach seinen Grundlagen, noch nach seiner psychologischen Beschaffenheit ein so klarer Begriff, wie die meisten derjenigen wohl annehmen, die täglich damit operieren. Vielleicht dürfte eine Analyse dieses Begriffes nicht unzeitgemäß sein und einige Streiflichter auf wichtige Probleme der Politik und Geschichte werfen.

Was zunächst den Umfang dessen anlangt, was man im allgemeinen als Nationalgefühl (besser noch — wie man in Österreich sagt — als völkisches Bewußtsein) bezeichnet, so läßt er sich am besten damit beschreiben, daß man ihn gleichsetzt mit dem Umfang des Sprachgebietes. Es trifft den Kern der Sache, wenn wir sagen, daß das Streben nach Nationalstaaten im neunzehnten Jahrhundert gleichbedeutend ist mit einheitlichen Sprachstaaten, und es wird damit klar, daß so im neunzehnten Jahrhundert die Sprache zu einer Bedeutung erhoben worden ist, die sie früher niemals gehabt hat. Das schließt aber noch ein anderes ein: indem man die Sprache zum entscheidenden Kriterium der Volkszugehörigkeit erhob, setzte man alles andere zurück, was sonst dafür gegolten hatte oder wenigstens auch in Betracht kam — Kultur, Religion, gemeinsame Vergangenheit, Anhänglichkeit an bestimmte Dynastien und vieles sonst. Über alles das soll heute die Sprache gehen. Man nimmt sie, ohne tiefer nachzuprüfen, als bindenden Ausdruck der gesamten Kultur und Stammeszugehörigkeit und nimmt damit eine unberechtigte, ja schädliche Verengung dessen vor, was sonst noch eine nationale Einheit zu schaffen vermag.

Fragen wir zunächst, ob diese Erhebung der Sprache zum alleinigen Kriterium der Volkszugehörigkeit berechtigt ist. Bekanntlich nahm die Weltgeschichte in den rund sechzig Jahrhunderten, die sie umfaßt, so gut wie gar keine Rücksicht auf die Sprache. Erst im neunzehnten Jahrhundert ist diese zu solcher Wichtigkeit gelangt. Das hat seinen Grund zum Teil in der viel

größeren Auswertung der Sprache in Schrift und Druck, die im neunzehnten Jahrhundert besonders durch die Zeitungen einen ungeahnten Umfang angenommen hat. Es beruht zum Teil aber auch auf der durchaus fehlerhaften Annahme, die Sprache sei ein Kennzeichen der Rassezugehörigkeit, „des Blutes“, wie man wohl sagt, und ferner der gesamten Kulturzugehörigkeit. Daß die Sprache kein Kennzeichen der Rassezugehörigkeit ist, wird am besten dadurch erwiesen, daß unzähligmale Individuen wie ganze Völker fremde Sprachen angenommen haben. Und was gar die repräsentative Bedeutung der Sprache für die Kultur anlangt, so ist die noch zweifelhafter: denn es fragt sich überhaupt, ob es eine nationale Kultur heutzutage noch gibt, ob nicht das Gemeinsame und Internationale so überwiegen, daß, wenn man die sprachlichen Elemente in Abrechnung bringt, nicht viel Reinnationales übrig bleibt. Vielleicht läßt der Krieg uns in diesem Jahre alles Trennende stärker sehen. Trotzdem sind, was die Kultur anlangt, sicherlich, wenn wir von der Sprache absehen, innerhalb der Völker die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten größer, als die Unterschiede zwischen Individuen derselben sozialen Schicht, die getrennten Völkern angehören. Immer von der Sprache abgesehen, haben ein deutscher Arzt und ein französischer Arzt unendlich viel mehr Gemeinsames, als etwa ein deutscher Arzt und ein deutscher Weichensteller. Wieviel gemeinsame Kultur haben denn — die sprachliche Ausdrucksweise beiseite gelassen — ein elsässischer Kaplan und ein pommerischer Junker, oder ein Großindustrieller vom Niederrhein und ein Hopfenbauer aus der Oberpfalz? Angesichts solcher Unterschiede wird man kaum behaupten können, daß die Sprache die ganze Kultur in sich fasse, zumal alle jene Leute ja höchstens die Schrift, aber nicht die wirklich gesprochene Sprache gemein haben.

Indessen, mag es auch logisch nicht zu rechtfertigen sein, daß man die Sprache als Kriterium der Volkszugehörigkeit ansieht, Tatsache ist, daß sie heute allgemein dafür gilt. Und es ist bekanntlich eine weitere historische Tatsache, daß Irrtümer, die von Millionen geglaubt werden, eine größere Macht in der Welt sind als Wahrheiten, die der Alleinbesitz einiger weniger sind. Es muß damit gerechnet werden, daß innerhalb der Völker die Sprache als entscheidend für die nationale Solidarität gilt, und es muß damit gerechnet werden, daß fremdsprachliche Elemente innerhalb eines überwiegend sprach einheitlichen Staates sich als Fremdkörper fühlen, einerlei ob es einen selbständigen Staat ihrer Sprache gibt oder nicht. Das bisher angewandte Mittel der mehr oder weniger gewaltsamen Belehrung zur Hauptsprache des Staates hat sich als unwirksam, ja als schädlich erwiesen, da es — wie der meiste Zwang — eine um so stärkere Reaktion hervorrief. Denn bei der heutigen Gleichsetzung von Sprache und nationalem Selbstbewußtsein glaubt man, die heiligsten Güter mit der Sprache aufzugeben, und Verhältnisse, wie im Imperium Romanum, sind damit ganz ausgeschlossen.

Es wird sich demnach, da alle Mittel versagen, den politischen Staat durch die Sprache zu einer inneren Einheit zu bringen, die Frage aufdrängen, ob es

nicht möglich ist, trotz der Sprache eine solche Einheit herzustellen. Und es wird daher nötig sein, einmal diejenigen Faktoren nachzuprüfen, die außer der Sprache bisher ganze Volksmassen zu solidarischen Einheiten zusammengeschweißt haben.

Was die psychologische Charakteristik des Nationalgefühls anlangt, so ist es zur Gruppe der sozialen Sympathiegefühle zu rechnen. Diese pflegen im allgemeinen, wenn sie nicht mit andern Gefühlen zusammen auftreten, nicht sonderlich starke positive Qualitäten aufzuweisen. Sie sind da und äußern sich als ein in der Regel nicht sehr starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Zu stärkeren Affekten werden sie erst dann, wenn die Gemeinschaft, auf die sie sich beziehen, von Gefahr bedroht ist oder irgendwie sich zu lösen droht. Das ist in Familien der Fall, wenn ein Mitglied Abschied nimmt, vielleicht gar für immer. Auf einmal pflegt dann das Zusammengehörigkeitsgefühl als starkes positives Bewußtseinsmoment zu erscheinen. Besonders äußere Bedrohung kann dieses Gefühl des Zusammengehörens unerhört verstärken, ja kann es zwischen vorher Fremden plötzlich entstehen lassen. Wir alle haben es im Anfang dieses Krieges staunend erlebt, daß Leute, die sonst mit Kosmopolitismus groß getan, mit einem Schlage sich ihres Deutschtums entsannen. Ja, die Gefahr schuf selbst aus bisherigen Gegnern plötzlich Freunde, so daß Deutsche, Tschechen und Magyaren auf einmal alle ihre Sprachstreitigkeiten vergaßen. Bismarck hat einmal in einer bekannten Reichstagsrede die Deutschen mit jenem Ehepaar Molières verglichen, das sich beständig prügelt, das aber im nächsten Augenblick einig ist und sich vereint gegen die Nachbarin wendet, als diese sich einmischt und den Mann ob seiner Grobheit zur Rede stellt. Bismarck hatte recht; die Gefahr hat die Deutschen und nicht nur die deutschsprechenden Staatsbürger zusammengefügt, stärker als es je glückliche Zeiten vermocht hätten.

Indessen ist ein solcher defensiver Zusammenschluß nur ein nationaler „Glücksfall“, der glücklicherweise nicht allzuoft eintritt, wenn er auch über seine Entstehungsurache hinaus verlängert werden kann. Das wird auch diesmal der Fall sein, wie es 1870 gewesen ist; vielleicht noch mehr! Nichts verstärkt das Solidaritätsgefühl auch über die eigentliche Gefahr hinaus so sehr wie das Bewußtsein, diese Gefahren gemeinsam siegreich bestanden zu haben. Gemeinsamer Stolz und gemeinsame Siegesfreude sind fähig, weit über die Zeit der Not hinaus den Ertrag derselben zu bewahren. Friedrich des Großen Taten schufen die Anfänge eines solchen Gefühls über Preußens Grenzen hinaus, 1813 legte den Grund zu 1870. Und diesem wiederum danken wir vor allem die gewaltige Einigkeit von 1914. Und was wir hoffen dürfen ist, daß 1914 den Grund legt zu einem noch weiter greifenden Nationalbewußtsein, das bisher doch einige der schönsten deutschen Lande nicht einbezog in seinen Kreis. Wir haben jetzt eine wirklich lebendige gemeinsame deutsche Geschichte! —

Fragen wir nun weiter, was die Menschen außer der Sprache zusammenbindet, so dürfen wir nicht antworten: die Kultur, denn diese ist, wie ich oben

gezeigt, soweit sie nicht an Sprachliches gebunden ist, eher international und keinesfalls Gemeingut aller Klassen eines Volkes. Kultur vermag daher eher die höheren Schichten verschiedener Völker als die verschiedenen Schichten desselben Volkes zu verknüpfen. Hier ist die Kultur in ihren meisten Gebieten eher trennend als verbindend. Es ist daher ein gut Teil Phrase, wenn die Kultur im allgemeinen als Bindeglied innerhalb des einzelnen Volkskreises bezeichnet wird. Besonders falsch ist es, wenn man glaubt, die wirtschaftlichen Verhältnisse seien ein Vereinigungsmittel. Nichts trennt die Völker so sehr als gerade diese. Wir haben es erlebt, daß nicht nur West und Ost dadurch sich verfeindeten, auch zwischen hoch und niedrig liegt hier der tiefste Grund der Trennung.

Einzelne Kulturphänomene machen allerdings eine Ausnahme, und zwar vor allem die Religion. Diese ist, ehe die Sprache dazu wurde, das mächtigste Bindeglied großer Massen gewesen. „Dieselben Götter haben“, ist vielfach gleichbedeutend gewesen mit „sich als ein Volk fühlen“. Wir sehen im Islam, im Christentum (besonders zur Zeit der Kreuzzüge), wie die Religionen selbst über sprachliche und andere Trennungen hinweg, gewaltige weit zerstreute Volksmassen einigend zusammenbanden. Soweit überhaupt frühere Zeiten ein Solidaritätsbewußtsein ganzer Völker kannten, ist es vor allem die Religion gewesen, die das bewirkt hat. — Leider sind nun gerade wir Deutschen in der schwierigen Lage, daß wir die Religion nicht als Bindemittel verwenden können, im Gegenteil, sie ist für uns die gefährlichste Trennung. Die Kirchenspaltung verschärft auch die sprachlichen Gegensätze. Der Gegensatz katholischer Polen zum Preußentum ist viel gefährlicher als der protestantischer Polen. Gerade dieses sonst so wichtige Bindemittel dürfen wir in Deutschland nicht heranziehen, im Gegenteil, es müßte die Religion im Interesse unserer nationalen Einheit möglichst wenig ins politische Leben hineingezogen werden.

Ähnlich verhält es sich oder verhielt es sich wenigstens mit einem anderen Faktum, das ein Solidaritätsbewußtsein in größeren Kreisen zu schaffen vermag: dem dynastischen Gefühl. Die gemeinsame Verehrung für eine Person oder eine Dynastie vermag es, Völker ganz verschiedener Sprache zusammenzuhalten, was sich uns besonders in Österreich zeigt. Der Monarch wird dann sozusagen zum sichtbaren Symbol des gemeinsamen Gefühls, und er vermag es durch seine Persönlichkeit, besonders auf die niederen Massen unendlich mehr zu wirken, da diesen eine abstrakte Staatsidee meist ganz unverständlich bleibt. Den abstrakten Staat vermag niemand zu lieben, nur den Menschen, der ihn repräsentiert. Besonders in früheren Zeiten ist Staat und Dynastie für das Volk dasselbe gewesen. — Leider stand es bisher auch hierin in Deutschland nicht günstig. Deutschland hatte nicht einen, sondern einige Duzend Monarchen, die oft feindlich einander gegenüber standen. Erst seit 1871 haben wir einen sichtbaren Vertreter des ganzen Deutschland, und darum hat das Kaisertum eine so gewaltige einigende Macht geübt, ganz anders als es je ein noch so

fechter Staatenbund vermocht hätte. Man hat in den ersten Jahren des Reiches wohl Bedenken gehabt, ob der deutsche Kaiser nicht bloß eine Schattenfigur neben den Landesfürsten sein würde. Die Entwicklung hat gezeigt, daß das Kaisertum immer mehr gewachsen ist und eine zentrale Stellung erhalten hat, neben der die Landesfürsten weit zurückstehen. Es ist gut so! denn damit wird das dynastische Gefühl zum einigenden Bande, das sonst eher hemmend gewirkt hätte. Und es wird gerade nach dem Kriege, wenn eine Annäherung des Reiches an Österreich stattfinden soll, sehr viel davon abhängen, wie Habsburger und Hohenzollern sich stellen, damit nicht das dynastische Gefühl, das ein so starkes Bindemittel zu werden vermag, eine große Kluft aufreißt zwischen den Völkern.

Überblicken wir zusammenfassend von hier aus die Hauptfaktoren, die ein völkisches Solidaritätsgefühl zu schaffen vermögen, so liegen gerade für Deutschland die Verhältnisse schwierig. Kultur im allgemeinen und wirtschaftliche Verhältnisse, sahen wir, scheiden aus als Bindemittel. Als solche ergaben sich uns, wenn wir nur die wichtigsten hervorheben: Sprache, gemeinsame nationale Erlebnisse, dynastisches Gefühl und Religion. Nun sind für Deutschland insofern die Verhältnisse verwickelt, als einem deutschen Staate, so wie wir ihn brauchen, einige dieser Faktoren eher entgegenstehen als zu Hilfe



Blitzlicht - Photographie

mit „Agfa“-Blitzlichtartikeln
ein gefahrloses Vergnügen!

Winzige Rauchbildung. Schnellstes Abbrennen.
Daher keine kalkigen, sondern lebenswahre
Gesichter. Keine geschlossenen Augen.
Keine explosiven Bestandteile. Keine Beschädigung empfindlicher Innen-Ausstattungen etc.

„Agfa“-Blitzlicht
-Blitzlampe } Pat.
-Blitztabelle }

oder die Kombination davon:

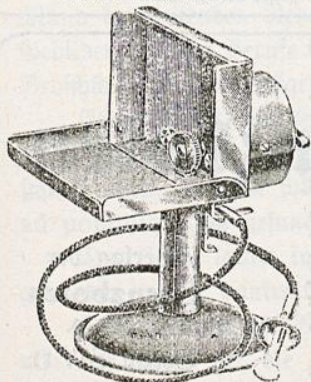
„Agfa“-Kapselblitze

Durch Photohändler.

„Agfa“-Blitzlicht-Literatur Gratis

durch

„Agfa“, Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO.36



kommen. Zusammengeschmiedet haben uns bisher und werden es von nun an hoffentlich noch stärker unsere gemeinsamen nationalen Schicksale und Taten, zusammenhält uns auch der in der Gestalt des Kaisers verkörperte gemeinsame dynastisch-staatliche Gedanke, und diese Faktoren werden den Kern des künftigen Nationalgefühls bilden müssen. Zurücktreten dagegen müssen stärker als es bisher der Fall war, die Religion als politischer Faktor und die Sprache, die man fälschlich als einziges nationales Bindemittel ansieht. Nicht „soweit die deutsche Zunge klingt“ ist Deutschland, nein „dein Vaterland muß größer sein“. Es hat sich als unumgängliche Notwendigkeit herausgestellt, daß wir auch nicht deutschsprechende Elemente einbeziehen müssen in unser Reich. Es heißt jedoch trennen, statt verbinden, wenn man sie gewaltsam zu einer andern Sprache bekehren wollte. Dazu ist das Bewußtsein der sprachlichen Einheit heutzutage zu stark. Aber wir müssen eben unser Nationalgefühl auf etwas bauen, das stärker ist als die Sprache, und da wir nicht auf Grund der Sprache ein einheitliches Deutschland schaffen können, so muß es ohne die Sprache, ja gegen die Sprache gehen. Es ist ein historischer und psychologischer Fehler, daß man Sprach-einheit und Nationaleinheit gleichgesetzt hat.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briete werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Schwigstr. 1 a.
 Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3690, des Verlags: Amt Bülow 6510.
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11.
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1915
 erneuern zu wollen. — Bestellungen
 nimmt jede Buchhandlung und jede
 Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
 G. m. b. H.
 Berlin SW 11.